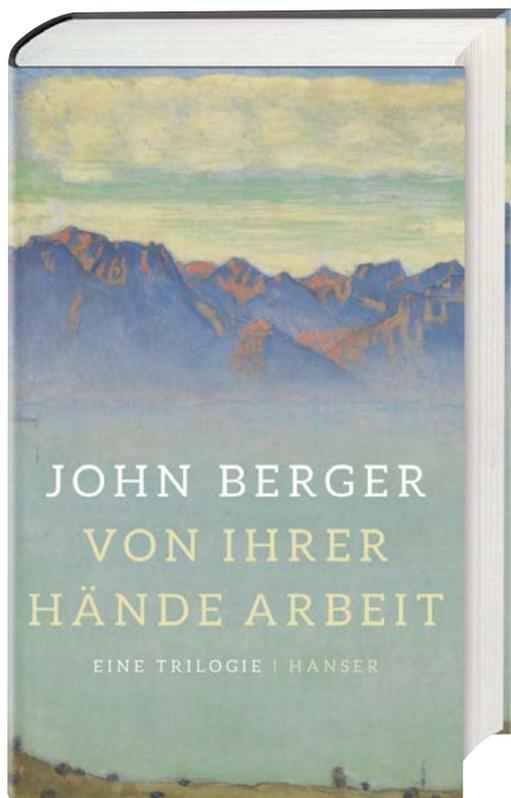


Leseprobe aus:  
**John Berger**  
**Von ihrer Hände Arbeit**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER





John Berger  
Von ihrer Hände Arbeit

Eine Trilogie

SauErde  
Spiel mir ein Lied  
Flieder und Flagge

Aus dem Englischen  
von Jörg Trobitius

Carl Hanser Verlag

Die englischen Originalausgaben *Pig Earth* (SauErde), Writers and Readers Publishing Cooperative, London 1979; *Once in Europe* (Spiel mir ein Lied), Pantheon Books, New York 1987; *Lilac and Flag* (Flieder und Flagge), Pantheon Books, New York 1990, erschienen gesammelt 1991 unter dem Titel *Into Their Labours* bei Pantheon Books in New York.

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-446-25265-3

© John Berger 1979/1987/1990

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 1995/2016

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwor-  
tungsvollen Quellen  
FSC® C014889

# Inhalt

## SauErde

### *Geschichten vom Lande*

Eine Frage des Platzes .....	13
<i>Der Tod der La Nan M.</i> .....	17
Erinnerung an ein Kalb .....	20
<i>Schöpflöffel</i> .....	25
Das große Weiß .....	27
<i>Ostern</i> .....	32
Eine unabhängige Frau .....	33
<i>Leiter</i> .....	45
Auch der Wind heult .....	47
<i>Dorfmutterschaft</i> .....	64
An Überlebende .....	65
<i>Sonnenuntergang</i> .....	79
Vom Wert des Geldes .....	80
<i>Heu</i> .....	110
Die drei Leben der Lucie Cabrol .....	112
<i>Kartoffeln</i> .....	208

## Spiel mir ein Lied

### *Geschichten von der Liebe*

<i>Das Leder der Liebe</i> .....	211
Der Akkordeonspieler .....	212
Boris kauft Pferde .....	244
Die Zeit der Kosmonauten .....	280

Einst in Europa .....	3II
Spiel mir ein Lied .....	38I
<i>Ihre Eisenbahnen</i> .....	39I

## Flieder und Flagge

*Eine alte Frau erzählt von einer Stadt*

<i>Altes Liebesgedicht</i> .....	397
Geburt .....	398
Nahrung .....	399
Wasser .....	42I
Feuer .....	430
Beton .....	446
Verbrechen .....	465
Himmel .....	479
Hochzeit .....	498
Verkaufen .....	53I
Gesucht .....	542
Lieber Körper .....	549
Verhör .....	560
Reise .....	574

»Others have laboured and ye are entered  
into their labours.«

(Joh. 4,38)



SauErde

*Geschichten vom Lande*



Gewidmet

fünf Freunden, die uns Lehrer gewesen sind:

Théophile Jorat

Angeline Coudurier

André Coudurier

Théophile Gay

Marie Raymond

den Freunden, die uns lernen geholfen haben:

Raymond Berthier, Luc und Marie-Thérèse Bertrand, Gervais und  
Mélina Besson, Jean-Paul Besson, Denis Besson, Michel Besson,  
Gérard Besson, Christian Besson, Marius Chavanne, Roger und  
Noelle Coudurier, Michel Coudurier, La Doxie, Régis Duret, Gaston  
Forrestier, Marguerite Gay, Noel und Hélène Gay, Marcelle Gay,  
Jeanne Jorat, Armand Jorat, Daniel und Yvette Jorat, Norbert Jorat,  
Maurice und Claire Jorat, François und Germaine Malgrand,  
Francis und Joelle Malgrand, Marcel Nicoud, André Perret, Yves und  
Babette Peter, Jean-Marie und Josephine Pittet, Roger und Rolande  
Pittet, Bernadette Pittet, François Ramel, François und Léonie  
Raymond, Basil Raymond, Guy und Anne-Marie Roux, Le Violon,  
Walter und Beverly, mit der ich lerne.



## Eine Frage des Platzes

Über die Stirn der Kuh zieht der Sohn eine schwarze Ledermaske und bindet sie an den Hörnern fest. Das Leder ist vom Gebrauch schwarz geworden. Die Kuh kann nichts sehen. Zum ersten Mal hat man eine plötzliche Nacht über ihre Augen gebreitet. In weniger als einer Minute wird sie wieder aufgehoben, wenn die Kuh tot ist. Während eines Jahres sorgt die Maske auf dem zehn Schritt langen Weg zwischen Hungerstall und Schlachthaus für zwanzig Stunden Nacht.

Das Schlachthaus wird betrieben von einem alten Mann, seiner Frau, die fünfzehn Jahre jünger ist, und ihrem Sohn, der achtundzwanzig ist.

Da sie nichts sehen kann, bewegt sich die Kuh widerstrebend, aber der Sohn zieht den Strick um ihre Hörner, die Mutter folgt und hält den Schwanz der Kuh.

Wenn ich sie behalten hätte, sagt der Bauer zu sich selbst, in zwei Monaten würde sie kalben. Wir hätten sie nicht mehr melken können. Und nach der Geburt hätte sie Gewicht verloren. Jetzt ist der beste Moment.

Am Tor zum Schlachthaus sträubt sich die Kuh wieder. Lässt sich dann hineinziehen.

Drinnen, hoch oben unter dem Dach, ist ein System von Schienen. Auf den Schienen laufen Räder, und von jedem Rad hängt eine Stange mit einem Haken am Ende herab. An diesem Haken aufgehängt, kann ein Pferdekadaver von vierhundert Kilogramm von einem Vierzehnjährigen geschoben oder gezogen werden.

Der Sohn setzt der Kuh den Federbolzen an den Kopf. Eine Maske macht bei Hinrichtungen das Opfer passiver und schützt den Henker vor dem letzten Blick aus den Augen des Opfers. Hier gewährleistet die Maske, dass die Kuh den Kopf nicht vom Bolzen wegdreht, der sie betäubt.

Die Beine knicken ein, und der Körper sackt im selben Moment zusammen. Wenn ein Viadukt birst, scheint das Mauerwerk – aus der Entfernung gesehen – langsam in das Tal hinabzufallen. Genauso die Wand eines Gebäudes, im Anschluss an die Explosion. Aber die Kuh stürzte so schnell wie der Blitz nieder. Es war nicht Zement, was ihren Körper zusammenhielt, es war Energie.

Warum haben sie sie gestern nicht geschlachtet? sagt der Bauer zu sich selbst.

Der Sohn treibt eine Metallfeder durch das Loch im Schädel in das Hirn der Kuh. Sie geht fast zwanzig Zentimeter hinein. Er lässt sie vibrieren, damit sich auch wirklich alle Muskeln des Tieres entspannen, dann zieht er sie heraus. Die Mutter hält das obenliegende Vorderbein mit beiden Händen am Hufhaar fest. Der Sohn macht den Einschnitt am Hals, und das Blut fließt heraus auf den Boden. Einen Moment lang nimmt es die Gestalt eines gewaltigen samtenen Rockes an, dessen winziger Bund der Wundrand ist. Dann fließt es weiter, mit nichts mehr vergleichbar.

Leben ist flüssig. Die Chinesen irrten in der Annahme, das Wesentliche sei der Atem. Die Seele ist vielleicht Atem. Die rosigen Nüstern der Kuh zittern noch. Das Auge starrt sightlos, und die Zunge fällt ihr seitlich aus dem Maul.

Wenn die Zunge herausgeschnitten wird, wird sie neben den Kopf und die Leber gehängt. Alle Köpfe, Zungen und Lebern hängen zusammen in einer Reihe. Die Kiefer klaffen offen, zungenlos, und jede der runden Zahnreihen ist ein wenig mit Blut verschmiert, als hätte das Drama damit begonnen, dass ein Tier, das kein Raubtier war, anfing, Fleisch zu fressen. Auf dem Betonfußboden unter den Lebern sind Flecken von hellem, zinnoberrotem Blut, der Farbe von Mohn beim ersten Erblühen, bevor sie sich zu Karmesin vertieft.

Aufbegehrend, zweifach im Stich gelassen von Blut und Hirn, krümmt sich der Körper der Kuh mit Gewalt, und die Hinterbeine stoßen in die Luft. Es ist verwunderlich, dass ein großes Tier so schnell stirbt wie ein kleines.

Die Mutter lässt das Vorderbein los – als wäre der Puls nun zum Zäh-

len zu schwach –, und schlaff fällt es gegen den Körper. Der Sohn fängt an, das Fell um die Hörner wegzuschneiden. Der Sohn hat das Tempo vom Vater gelernt, doch nun sind die Bewegungen des alten Mannes langsam. Bedächtig zerlegt der Vater hinten im Schlachthaus ein Pferd in zwei Teile.

Zwischen Mutter und Sohn herrscht Komplizenschaft. Wortlos stimmen sie ihre Arbeit aufeinander ab. Gelegentlich werfen sie sich einen Blick zu, ohne zu lächeln, doch mit Verständnis. Sie holt einen vierrädrigen Karren, ähnlich einer verlängerten, sehr großen Lore im Tagbau. Er schlitzt jedes Hinterbein mit einem einzigen Schnitt seines winzigen Messers auf und steckt die Haken hinein. Sie drückt den Knopf und setzt den elektrischen Hebezug in Gang. Der Kadaver der Kuh wird hochgezogen, hängt über den beiden, wird auf dem Rücken in den Wagen gesenkt. Gemeinsam schieben sie den Wagen vorwärts.

Sie arbeiten wie Schneider. Unter dem Fell ist die Haut weiß. Sie öffnen das Fell vom Hals bis zum Schwanz, so dass es zu einem aufgeknapften Mantel wird.

Der Bauer, dem die Kuh gehört, kommt zum Wagen herüber, um zu zeigen, warum sie geschlachtet werden musste; zwei ihrer Zitzen waren in Verwesung übergegangen, und es war fast unmöglich, die Kuh zu melken. Er nimmt eine Zitze in die Hand. Sie ist so warm wie im Stall, als er sie molk. Die Mutter und der Sohn hören ihm zu, nicken, geben aber keine Antwort und halten in der Arbeit nicht inne.

Der Sohn löst die vier Hufe aus, dreht sie ab und wirft sie in eine Schubkarre. Die Mutter entfernt das Euter. Dann zerhackt der Sohn durch den Schnitt im Fell hindurch das Brustbein. Es ähnelt dem letzten Beilhieb gegen einen Baum, bevor er fällt, denn von diesem Moment an wandelt sich die Kuh, nun kein Tier mehr, zu Fleisch, geradeso wie sich der Baum zu Holz verwandelt.

Der Vater lässt von seinem Pferd ab und schlurft quer durch das Schlachthaus, um hinauszugehen und zu pinkeln. Das macht er jeden Morgen drei- oder viermal. Wenn er in anderer Absicht geht, geht er rüstiger. Doch ist es schwer zu sagen, ob er jetzt wegen des Drucks auf seiner Blase schlurft, oder um seine sehr viel jüngere Frau daran zu er-

innern, dass sein Alter vielleicht kläglich ist, seine Autorität aber unerschütterlich.

Ausdruckslos sieht die Frau ihm zu, bis er an die Tür kommt. Dann wendet sie sich wieder würdevoll dem Fleisch zu und beginnt, es abzuwaschen und dann mit einem Tuch trockenzutupfen. Der Kadaver umhüllt sie, doch nahezu alle Spannung ist fort. Eine Speisekammer könnte sie so aufräumen. Nur dass die Fibern des Fleisches vom Schock der Schlachtung noch zucken, genau wie im Sommer das Fell am Hals einer Kuh, um die Fliegen aufzuscheuchen.

Der Sohn zerlegt die beiden Seiten Rind mit vollendeter Symmetrie. Es sind nun zwei Fleischseiten, wie sie die Hungernden seit Hunderttausenden von Jahren sich haben träumen lassen. Die Mutter schiebt sie das Schienensystem entlang zur Waage. Sie wiegen zusammen zweihundertsiebenundfünfzig Kilogramm.

Der Bauer überprüft die Anzeige auf der Skala. Er hat sich mit neun Francs das Kilo einverstanden erklärt. Er bekommt nichts für die Zunge, die Leber, die Hufe, den Kopf, die Därme. Die Teile, die man den Armen in der Stadt verkauft, bekommen die Armen auf dem Land nicht bezahlt. Und für das Fell wird er auch nicht bezahlt.

Zu Hause im Stall ist der Platz, den die geschlachtete Kuh innehatte, leer. Eines der jungen Rinder kommt dorthin. Bis zum nächsten Sommer wird es lernen, sich an den Ort zu erinnern, und dann weiß es jeden Abend und Morgen, wenn es von den Feldern zum Melken geholt wird, welches sein Platz im Stall ist.

## Der Tod der La Nan M.

Und konnte sie nicht mehr  
für die Hühner den Brei rühren  
noch Kartoffeln schälen  
für die Suppe  
da verlor sie den Hunger  
sogar auf Brot  
und aß nur noch selten

Da malte er sich  
schwarz auf die Zweige  
um die Krähen zu sehen  
die hoch nicht mehr flogen  
sondern nahe der Erde

Kleiner als der Herd  
saß sie beim Fenster  
wo draußen der Lauch wächst

Dort bei dem Holzstoß  
– Gebirge aus Kleinholz  
von ihr auf dem Rücken getragen –  
hockte er nieder  
und wurde zum Hackklotz

Ihre Schwiegertochter  
versorgte die Hühner  
legte Holz nach im Herd

Er umlagerte nachts  
das schwarze Feuer  
verbrannte ihr Bett  
Was sein Gegenteil sei fragte sie  
Milch sagte er voller Gier

Familie und Nachbarn verfolgten  
als Spalier in der Küche  
ihren Kampf um Atem

Hoch auf dem Berge  
pisste er  
auf Schnee und Eis  
um den Bach zu schmelzen

Ihr war es leichter  
sie legte den Kopf  
auf die Lehne des Sessels

Sein Urin glich  
einem Eiszapfen  
und war ebenso farblos

Sie hielt ein Taschentuch  
in ihrer Hand  
um den Mund abzutupfen  
wenn es nötig war

Sein schwarzer Spiegel  
zeigte keinen Atem

Die Gäste als sie gingen  
küssten ihr den Kopf  
und sie kannte sie  
an den Stimmen

Er rollte eine Karre  
stürzte sie um  
auf den eisharten Mist  
die Beine noch warm

Die siebenunddreißigste Wiederkehr  
ihrer Hochzeitsnacht  
brachte sie zu  
in der Küche kauern  
rief von Zeit zu Zeit ihren Sohn  
rief ihn beim Nachnamen  
in Pantoffeln wiegte der sich  
wie ein Bär

Einen Fehler begingst du  
Der Tod spaßte nicht wie im Trunke  
Du hättest nicht alt werden dürfen

Ich war keine Diebin sagte sie

Tot sah sie groß aus  
gebahrt auf das Bett  
in Kleidern und Schuhen  
wie damals als Braut

doch die rechte Schulter  
hing tiefer als die linke  
von alledem  
was sie getragen

Bei ihrem Begräbnis  
sah das Dorf wie der Schnee  
sie weich begrub  
vor dem Totengräber

## Erinnerung an ein Kalb

Hubert führte das Kalb in den Lastwagen und nahm ihm den Halsriemen ab. Den würde er später auf dem Heuboden an einen Nagel hängen, bereit für das nächste Kalb. Er war ein großgewachsener Mann, der es aber sehr genau nahm. Der reisende Aufkäufer der Fabrik fragte nach seinem Preis. Wenn Hubert über etwas nicht reden wollte, gab er gewöhnlich sprachähnliche Laute von sich, die eigentlich keine Wörter bildeten, aber überzeugend waren und nach irgendeiner Mundart klangen. Wenn Marie ihn fragte, wo er gearbeitet habe, und er mit seinen Gedanken noch weit weg war, antwortete er meist in dieser höflichen, unzugänglichen Sprache. Jetzt tat er es, um den Aufkäufer dazu zu bringen, dass er seinen Preis für das Kalb nannte. Der Preis ging nicht, wie meistens beim Vieh, nach dem Gewicht, sondern nach dem Aussehen. Hubert faltete die Banknoten zu einem kleinen eckigen Päckchen zusammen und schob sie in die Tiefen seiner Hosentasche. Dann gingen die beiden Männer zur Küche hinüber, um ein Glas *gnôle* zu trinken, Schnaps.

Immer wenn Hubert im Stall an dem Kalb vorbeigekommen war, wich es abrupt und unbeholfen zurück. Es war mit einer Kette und einem Halsriemen dicht an der Mauer angebunden. Es hatte wenig Bewegungsspielraum, gerade dass es mit dem Kopf unten gegen die Mauer stoßen und mit den Hinterbeinen in die Luft ausschlagen konnte. Der untere Teil der Mauer war braun von der Scheiße der anderen Kälber, die an demselben Ring in der Mauer angebunden gewesen waren.

Es hatte keinen Namen, weil Marie den Kälbern, die sie nicht behalten würden, keinen Namen gab. Als das Kalb zehn Tage alt war, war es schreckhaft gewesen. Das war Ende Februar. Die Bäche von der Felswand herab waren träge und durchsichtig wie Eiszapfen. Das Kalb schlief auf dem Holz, das man auf den Steinfußboden gelegt hatte, um

es warm zu halten. Es stand und wartete, dass man ihm Futter gab. Es lernte auszuschlagen. Es bemerkte allmählich, dass der Riemen um den Hals drückte, wenn es sich auf einen bestimmten Abstand von der Mauer entfernte. Es unterschied zwischen nah und weit. Was von weitem nahe herankam, wurde zur Bedrohung.

Als es fünf Tage alt war, band Hubert ihm einen Kindereimer aus Plastik um das Maul, um es davon abzuhalten, das Stroh seiner Lagerstreu zu fressen. Es drang nur ein wenig Tageslicht in den Stall. Vielleicht bestärkt das Dämmerlicht die Kühe in ihrer großen Wintergeduld. Sechs Monate lang haben sie dieselben Balken, dieselben hölzernen Streben derselben Futterkrippe vor Augen. Zwischen ihren vier Mägen füllen sie ihre Zeit mit Essen, Kauen, Wiederkäuen, Lecken, langsamem Senken und Heben der Köpfe. Niemals – nicht einmal während der Nacht – verfallen sie in das Nichtsein des Reptils oder der schlafenden Fledermaus. Täten sie es, dann gäben sie keine Milch.

Manche Kälber trinken von Anfang an, manche müssen es erst lernen. Es stieß immer wieder mit der Nase gegen die Wand des Eimers, ohne das Maul zu öffnen. Es war zwei Tage alt, und die Zunge hatte noch nicht den Weg aus dem Maul gefunden. Hubert steckte seinen Finger in die Milch und schob ihn dem Kalb ins Maul. Es sog daran. Beim dritten Mal kam die Zunge aus dem Maul und leckte.

In der Morgendämmerung nimmt die Kälte zu. Die Apfelbäume waren schwarz in dem weißen Dunst gewesen. Nirgends war Farbe, und jenseits des Hofes kein Laut. Der Nordostwind blies. Er durchdringt die dickste Kleidung und bläst dir eine Mahnung an den Tod in die Knochen. Er ist Ursache, dass die Kühe weniger Milch geben. Er macht die Erde hart wie Stein. Es gibt nichts Traurigeres, als wenn einer stirbt, sagte Marie, und nichts, was man schneller vergisst.

Der Wind konnte nicht direkt in den Stall dringen. Im Stall herrschte die über drei Monate hin aufgestaute Wärme von einem großen Pferd, elf Kühen, fünf Kälbern und einem Dutzend Kaninchen. Doch Hubert ging kein unnötiges Risiko ein: Er band Moselle, der Kuh, die gerade gekalbt hatte, ein großes Stück Sackleinen um und gab ihr heißen Cidre mit Zucker.

Zuvor hatte er ihr Salz gegeben. Kraftvoll, mit mächtiger Zunge, leckte Moselle das rauhe braune Salz von seinen Händen. Ein Kuhkopf ist so groß, wie er ist, damit er die Zunge aufnehmen kann. Mit der Zunge wird geerntet, gerafft, geballt und dem Magen geliefert.

Es gibt eine Geschichte über eine ferne Eiszeit und eine Kuh, die hieß Audumla. Sie leckte einen Eisberg, in dem war ein Mann gefangen. Sie leckte ihn wie eine Säule von Salz, bis der Mann befreit war. Und dann bot sie ihm vier Bäche von Milch.

Das erste, was das Kalb in seinem Leben geschmeckt hatte, war Salz. Hubert rieb ihm ein wenig davon ums Maul. Dann deckte er es mit Stroh zu, und es schlief ein.

Schleim ist ein Schutz, eine Art von Liebe. Das Kalb lag erschöpft da, wie ein Blatt, wenn es gerade hervorkommt. Sein Haar war mit Schleim verfilzt. Schwach hatte es den Geruch, der einst – für uns alle – dem ersten Geruch von Luft voranging. Hubert rieb das Kalb ab, als wäre er Sekundant im Boxring. Sein Glück war unaufgeregt; es war ein hinausgedehntes lustvolles Sicheinlassen auf etwas Zufälliges, doch Vertrautes; sich einzulassen auf ein Geschehen, das nun in die Ruhe überging, die ihm folgte, wie der letzte Ton einer Fanfare, der noch in der Stille hängt, der Arm des Trompeters noch erhoben. Sein Glück nahm die Form eines feinen, hinausgedehnten Gefühles von Stolz an, das den ganzen Tag über anhielt.

Vor dem Abreiben des Kalbes hatte er die Hinterbeine auseinandergezogen, um das Geschlecht festzustellen. Weiblich. Vielleicht waren einige der Kaninchen Rammler, alle anderen zwanzig Tiere im Stall waren weiblich.

Marie hatte Moselles Kopf zum Schwanz hin herumgebogen, zur Geburt hin. Mit einer Hand hielt sie ein Horn, und mit der anderen drückte sie mit Fingern und Daumen in die riesigen Nüstern des Tieres. Da, Moselle, wiederholte sie, da, Moselle! Dass sie den Kopf so hielt, machte es der Kuh unmöglich aufzustehen. Moselle lag auf der linken Seite. Zwei Hufe des Kalbes waren schon zu sehen. Hubert machte an beiden Enden seines Strickes eine Schlinge, schob sie über die Hufe und zog sie an den Vorderbeinen fest. Dann stemmte er sich

mit seinen Stiefeln gegen die Jaucherinne, lehnte sich am Strick zurück und zog. Er sah, wie der Kopf des Kalbes herauskam, ein Auge mit den langen Wimpern noch geschlossen. Er zog fester am Strick, bis er fast parallel zum Fußboden war. Die Scheide gab nach, und das ganze Kalb kam, wie ein Laut, zum Vorschein, begleitet von zwei kleinen Blutrinnalen.

Hubert hatte Marie eine halbe Stunde vorher gerufen. Moselle hatte auf den Vorderbeinen gekniet, das Maul suchte tief unten nach etwas, das Hinterteil ragte zum Himmel. Sie leckte die Luft vor ihrem Maul, und das Maul selbst war vor Schmerz zurückgezogen. Ihre Flanken unten zogen sich zusammen und dehnten sich unregelmäßig; Wellen unbeherrschbarer Energie strömten in sie und wieder hinaus; die meisten Wellen brachen sich im Brustkorb, bevor sie den Uterus erreichten. Ein Huf des Kalbes, braun und weiß, ein wenig blutverschmiert, als würde es gefressen, stach aus der Scheide hervor und wurde wieder hineingesogen.

Es war dunkel. Hubert lag auf einer Streu von Stroh, die er zur Geburtsvorbereitung herabgeholt hatte. Muguet pisste. Marquise neben ihr wartete und pisste dann auch. So ging es mit vier Kühen der Reihe nach. Die Hähne waren noch nicht wach. Hubert stand auf, um in dieselbe Rinne zu pissen. Er war besorgt. Als Moselle voriges Jahr kalbte, hatte sie einen verdrehten Uterus, und er musste den Tierarzt rufen, was Geld kostete.

Auf allen vier Beinen bewegte sich Moselle rückwärts, den Rücken gebogen und den Schwanz erhoben. Sie hielt ihn nicht senkrecht hoch, wie sie es zum Pissen machte; der Schwanz war geringelt, so dass er eine Art Heiligenschein über der geschwollenen, gedehnten Scheide bildete. Sie bewegte sich rückwärts, nicht als ob sie schon den Drang hätte, etwas aus sich herauszustoßen, sondern weil sie unbestimmt etwas hinter sich in der dunklen Luft suchte, um es in sich hineinzustoßen, um ihr Missbehagen loszuwerden. Hubert hatte das Licht nicht angemacht, weil er glaubte, dass Kälber im Dunkeln schneller geboren würden. Durch das Fenster am Ende des Stalles konnte er das Mondlicht sehen. Der Dunst, der sich in der Morgendämmerung verdichten würde, war

noch nicht dicht genug, um den Mond zu verbergen. Er tastete sich mit der Hand in sie hinein. Sie ging so leicht auseinander wie ein Proviantbeutel. Er fühlte den Kopf zwischen den beiden Vorderfüßen in der Öffnung, wo er sein sollte. Es war das erste Mal, dass das Kalb berührt worden war.

Marie war im Bett geblieben. Es war zwei Uhr nachts. Auf dem Weg über den Hof hatten seine Stiefel auf das Eis gehämmert als wäre es Metall. Vielleicht stand auch irgendwo in einem anderen Tal gerade ein Nachbar wegen eines Kalbes auf. Aber in der Nacht ohne Farben gab es kein Anzeichen dafür. Tropfen zähflüssigen Fruchtwassers hingen von ihrer Scheide herab.

Er saß auf einem Melkschemel im Dunkeln. Den Kopf in die Hände gestützt, war sein Atmen von dem der Kühe nicht zu unterscheiden. Der Stall selbst war wie das Innere eines Tieres. Atem, Wasser, Wiedergekäutes kamen herein; Darmwind, Pisse, Scheiße gingen hinaus.

Oft döste er ein. Er dachte daran, wie jetzt jede Woche ein wenig mehr Licht in den Heuboden oben hereinkam, da die großen Heustapel weniger wurden und die Sonne ein wenig heller durch die Ritzen in den Sparren schien. Noch drei Monate, und er würde die Kühe wieder auf die Felder hinauslassen, die dann grün sein würden und gesprenkelt mit weißen und blauen Blumen und Löwenzahn. Die Kühe können sogar im Stall das grüne Gras riechen. Und ihre Scheiße würde grün werden. Manchmal wankte er und fiel fast von seinem Schemel.

Das ungeborene Kalb hatte schon die Fähigkeit zu sehen, und diese entwickelte Fähigkeit kündigte, zusammen mit anderen, ein Ende an. Die Sehfähigkeit des Kalbes wartete, dass die Dunkelheit durchbrochen würde.

Hubert hatte geschlafen, sein Kopf war vornübergefallen, das Kinn auf der Brust.

In der Dunkelheit, die Augenlicht oder Ort oder Namen vorangeht, warteten Mensch und Kalb.

# Schöpflöffel

Pockennarbig zinnerner  
Schöpflöffelmond  
gehst auf über den Bergen  
gehst unter im Topf  
dienst Generationen  
schöpft was aus Samen  
im Garten gewachsen  
mit Kartoffeln gekräftigt  
überlebst uns alle  
am hölzernen Himmel  
der Küchenwand

Dienende Mutter  
der dampfenden Zinnbrust  
mit Adern von Würze  
ihren Kindern gegeben  
hungrig wie Eber  
Krusten von Abenderde  
um die Nägel der Finger  
und Brot der Bruder  
dienende Mutter

Schöpflöffel  
teile aus den dampfenden Himmel  
mit der Mohrrübensonne  
den Sternen von Salz  
und dem Fett der SauErde  
teile aus den dampfenden Himmel

Schöpflöffel

teile Suppe aus für unsere Tage

teile Schlaf aus für die Nacht

teile Jahre aus für meine Kinder

## Das große Weiß

Aller Toten wird an *La Toussaint* gedacht. Einige sagen, es ist der Tag, an dem die Toten über die Lebendigen richten, und dass die Blumen auf dem Friedhof ihren Richtspruch mildern sollen.

Eine Woche nach Allerheiligen kam Hélène zum Friedhof herab, um die beiden Chrysanthementöpfe fortzunehmen, den einen vom Grab ihres Mannes und den anderen von ihres Vaters Grab. Die letzten beiden Nächte war der Himmel außergewöhnlich klar gewesen, die Sterne so hart wie Nägel, und der Frost hatte alles Leben aus den Blumen gesogen. Wenn sie sie jetzt holte, bevor der Frost in die Wurzeln ging, konnte sie sie im nächsten Frühjahr wieder auspflanzen, und im Spätsommer würden sie wieder erblüht sein, um die Toten zu besänftigen.

Am Fußende vom Grab ihres Mannes sagte sie: Nur zwei oder drei Knochen sind noch übrig. Dann machte sie das Zeichen des Kreuzes, nicht gegen ihren schwarzen Mantel, sondern über dem Boden, in den er gesenkt worden war.

Am Fußende vom Grab ihres Vaters, das keinen Grabstein hatte, sondern nur ein Holzkreuz, sagte sie: Ach mein Vater, könntest du deine Tochter jetzt sehen.

Sie zögerte nicht, ihre Gedanken laut auszusprechen.

Der Friedhof lag, wie auch sonst alles, an einem Hang, und darum ging sie durch das obere Tor, damit ihr Heimweg bergauf kürzer sein würde. In jedem Arm trug sie einen Blumentopf, auf beiden Seiten in Kopfhöhe die zerzausten Blüten, deren Blätter an den Rändern vom Frost braun geworden waren. Sie war eine Frau von fünfundsiebzig Jahren.

Zu Hause zog sie den schwarzen Mantel aus, band sich eine Schürze um, zog sich eine Strickjacke an und ein graues Tuch über den Kopf.

Noch ist Zeit, sagte sie zu einer ihrer Ziegen, als sie sie aus dem Stall führte.

Die Ziege trippelte leichtfüßig neben ihr den Waldweg entlang. Beim Gehen machten Hélènes Stiefel ein schlurfendes Geräusch in den Blättern, die stellenweise mit Rauhreif, ähnlich grauem Salz, bedeckt waren. Sie führte die Ziege an einem kurzen Strick, und in der anderen Hand trug sie einen Stock. Nach einer halben Stunde machte sie unter einer Eiche halt und füllte die große Tasche ihrer Schürze mit Eicheln.

Jesus Maria! sagte sie zur Ziege. Schämst du dich denn gar nicht? Eine alte Frau und sammelt Eicheln für dich.

Die Ziege sah sie mit ihren schwarzen länglichen Pupillen an. Ein paar kleine Schneeflocken, nicht größer als Sägemehl, fielen zwischen den Bäumen.

Das große Weiß wird uns bald bedecken, sagte sie und zerrte am Strick.

Manchmal versuche ich zu beten, aber dann gehen mir Sachen durch den Kopf und lenken mich ab. Das ist meine Natur. Mein armer Vater hat zu mir dasselbe gesagt. Du willst immer zur selben Zeit am Ofen und in der Mühle sein, sagte er, und deshalb kannst du nirgends bei der Sache sein. Ich werd dir sagen, wie du bist, sagte er, du bist wie der Mann, zu dem der Freund sagt, »Ich geb dir mein Pferd, wenn du das Vaterunser aufsagen kannst, ohne an irgendwas anderes zu denken.« Und der Mann sagt, »Abgemacht.« Und er fängt an, »Vater unser, der Du bist ...«

Die alte Frau und die Ziege konnten das Tosen des Baches vor sich hören. Der Bach führte so hoch Wasser, dass es wie Milch schäumte.

... und als der Mann mit dem Vaterunser halb durch ist, hört er auf und sagt, »Kannst du mir auch den Sattel für das Pferd geben?«

Alles war grau, bis auf das brodelnde Wasser und die weißen Schneeflocken auf dem Hals der Ziege. Der Weg verließ den Wald und stieg zwischen Feldern hinan. Die Ziege ging nun schneller und zog die alte Frau hinterher. Sie war die stärkere von beiden, aber statt die Ziege zu zügeln, trabte sie hinter ihr drein. An einer Stelle war der Weg ganz mit Eis bedeckt.

Kühe setzen ihre Füße mit einer gewissen Behutsamkeit auf, wie wenn sie Schuhe mit hohen Absätzen trügen; Ziegen dagegen sind wie Schlittschuhläufer. Die Ziege tänzelte auf dem Eis, und Hélène ließ den Strick los und tastete sich zaghaft am Rand um das Eis herum, wobei sie sich an der Grasböschung festhielt. Als sie auf der anderen Seite der Eisfläche war, weigerte sich die Ziege, zu ihr zu kommen. Sie drohte und hob ihren Stock. Es schneit, brummte sie, es ist fast Nacht. Als hätte ich nicht schon genug verloren, Scheiße, Scheiße, Scheiße, du ärgerst mich.

Zuweilen machte die Wut sie listig. Wenn sie ihre Hühner hinausließ und sie anfangen, die Blumen in ihrem Garten herauszuscharren, dann tat sie so, als habe sie Körner in der Hand, um sie zu füttern, gluckte sanft, um sie anzulocken, bis sie eins in die Hände bekam: Dann schüttelte sie es mit beiden Händen, und die Federn flogen, und sie wirbelte es über ihren Kopf zum Himmel, so hoch sie konnte. Und die Hühner waren so dumm, dass sie eins nach dem anderen kamen, um sich ihre Strafe abzuholen.

Die Ziege, die nicht dumm war, sah sie starr an, als sie ihren Stock schwang. Du nichtsnutziges Aas von Ziege!

Nach einer Weile trat die Ziege vom Eis herunter, und das Paar setzte seinen Weg fort. Die völlige Verlassenheit der Szene ließ sie wie Komplizen erscheinen. Die Felsfläche stieg als schroffe Wand dreihundertfünfzig Meter über ihnen empor. Die wuchtigen Kiefern am oberen Rand waren in der hereinbrechenden Dämmerung gerade noch sichtbar, so klein wie Pflanzensprosslinge.

Hélène führte die Ziege an die Wand heran und stieß dabei Rufe aus. Ihr Ruf war nicht unähnlich dem Laut, den sie machte, um die Hühner anzulocken, wenn sie sie fütterte. Aber es war ein schrillerer und kürzerer Ruf, mit Zäsuren von Schweigen.

Nach einigen Rufen kam eine Antwort, wie sie eine Stimme nicht imitieren konnte. Ein Instrument wie ein Dudelsack könnte sie noch am ehesten nachahmen. Das wehklagende Ausströmen von Atemluft aus einem Hautsack. Die Griechen nannten den Schrei des Bockes *tragos*, wovon sie das Wort Tragödie ableiteten.

Er war dunkler als die Dämmerung der Umgebung, und seine vier Hörner waren miteinander verschlungen, wie es manchmal bei den Zweigen eines Baumes vorkommt, wenn sich der Stamm gespalten hat. Sein Gang war nicht beschleunigt.

Hélène barg die linke Hand in der rechten Achselhöhle, um sie warm zu halten. Mit der rechten Hand hielt sie den Strick. Der Bock stand abwartend da. Der Schnee fiel nun in großen Flocken. Schon seit ihrer Kindheit hatte sie immer dasselbe getan, wenn die ersten Flocken fielen. Sie streckte die Zunge heraus. Die erste Schneeflocke prickelte wie Sorbet auf ihrer fünfundsiebzig Jahre alten Zunge.

Die Ziege hob den Schwanz und fing mit ihm zu wedeln an. Er machte eine kreisförmige Bewegung wie ein Löffel, der schnell umgerührt wird. Der Bock leckte unter dem Schwanz. Dann streckte er den Hals, zog die Winkel seiner Lippen zurück, das Maul lag bloß für den Geschmack. Der dünne Penis mit der roten Spitze kam aus dem Haarbüschel hervor. Der Bock stand bewegungslos da, wie ein Felsblock. Und nach einem kurzen Moment zog sich der Penis zurück. Vielleicht standen die Zeichen nicht einmal für ihn günstig genug.

Jesus, Maria und Joseph! brummte Hélène. Mach schon, wirst du wohl! Mir erfrieren ja die Hände. Es ist schon Nacht.

Er schnüffelte und ließ sich von der Schwanzquaste der Ziege zwischen den Augenbrauen streicheln.

Wenn der Schnee die ganze Nacht über fallen würde, könnte sie die Ziege nicht noch einmal heraufbringen, und dann würde sie im Frühjahr ein oder zwei Zicklein weniger zu verkaufen haben.

Der Bock stand da, als warte er, dass irgendetwas geschähe. In ihrer Ungeduld hockte sich Hélène auf die Fersen nieder, der Schnee blieb auf ihrem Kopftuch liegen, um unten an seinem Körper nachzusehen, ob alle Hoffnung verloren war. Eine Spitze von Rot war noch da.

Wenn ich aus meiner Wut Kraft machen könnte, brummte sie, würde sie diese Felswand in die Luft sprengen. Mach schon! Wirst du wohl!

Der Bock beklopfte mit einem seiner Vorderbeine die Flanke der Ziege. Ein paar Mal. Dann beklopfte er mit dem anderen Bein die

andere Seite. Als sie in Stellung war, bestieg er sie und drang in sie ein.

Keine andere Bewegung war unterhalb der Felswand sichtbar als die der Schneeflocken und seiner Lenden. Seine Bewegungen waren so rasch wie die der Schneeflocken langsam. Nach dreißig Stößen zitterte er am ganzen Körper. Dann rutschten seine Vorderbeine von ihrem Rücken herab.

Hélène drückte mit ihrem ganzen Gewicht mitten auf den Rücken der Ziege. Das sollte das Sperma in der Ziege zurückhalten. Dann machte sich das Paar auf den Abstieg zum Dorf hinunter. Hinab nahmen sie einen längeren, aber dafür breiteren Weg, der an dem Haus vorbeiführte, wo Arthaud wohnte.

Lloyse, Arthauds Frau, wurde von einem Felsblock erschlagen, der oben von der Felswand herabfiel. Beide lagen schlafend in ihrem Bett. Wo der Felsblock zunächst auf den Boden auftraf, entstand ein Loch, das groß genug war, ein Pferd darin zu begraben. Dennoch rollte der Felsblock weiter den Hang hinab. Langsam. Als er das Haus erreichte, brach er nicht einfach hindurch. Er durchschlug nur eine Wand und zermalmte das halbe Bett. Lloyse war sofort tot, und Arthaud wachte unverletzt neben dem Felsblock auf. Das war vor zwanzig Jahren. Der Felsblock war zu schwer, um ihn zu bewegen. Also räumte Arthaud das Holz und die Trümmer fort und baute auf der anderen Seite des Hauses eine andere Kammer, und in dieser Kammer schlief er nun.

Als Hélène und die Ziege vorüberkamen, brannte ein Licht im Fenster dieser Kammer, und eine Seite des Felsblockes glänzte schon von Schnee.

Hélène legte ihre Hand, deren Gelenke geschwollen waren, so dass sie die Finger nie ganz strecken konnte, auf den Rücken des Tieres. Ziege, sagte sie, du faules, nichtsnutziges Aas von Ziege, verlier es nicht!

Die Spermatozoen, die den Anfang ihrer langen Reise überlebt hatten, schwammen in dem Uhrzeigersinn entgegengesetzten Spiralen einwärts.

Der Wind wehte den Schnee in Wirbeln, und sie hielt sich im Gehen am Halsriemen der Ziege fest, falls sie ausrutschen sollte.

## Ostern

Die Eiszapfen werden  
nachtsüber länger  
Zähne durchsichtiger Nager  
tagsüber tröpfeln sie  
genährt vom Schnee

Das weiße Tuch fort  
gefaltet in Bächen  
mein Obsthain  
ein Leichenhaus von Zweigen  
von den Apfelbäumen gerissen

Wasser entriegelt  
verstohlen die Hügel  
das gefangene Gras wird befreit  
bleich gerauft  
zu schwach um ein Zeichen zu geben

Der Fußtritt des Hahnes  
Pfeil von Humus  
braun wie der Mist  
weit wie der Himmel  
macht sich über die Henne der Welt

## Eine unabhängige Frau

Catherine packte jeden der Männer, um ihn zu umarmen. Ihre langen Arme zogen ihn an ihren hochgewachsenen Körper. Zuerst Nicolas, ihren Bruder, dann Jean-François, den Nachbarn. Sie küsste sie auf beide Wangen, nahe beim Mund. Mit vierundsiebzig war sie eben die älteste der drei.

Sie ist einen Meter tief vergraben, sagte Catherine, ich höre noch, wie Mathieu es zu mir gesagt hat. Einen Meter tief.

An welcher Stelle geht sie durch die Wiese? brüllte Nicolas.

Sie zuckte die Achseln. Fünfzig Jahre ist eine lange Zeit, aber ich weiß noch, dass er gesagt hat, dass sie einen Meter tief liegt.

Als sie vor zwei Monaten ihrem Bruder geholfen hatte, das zweite Heu einzubringen, hatte sie ihm auch gesagt, dass das Wasser für das *bassin* neben ihrem Haus nicht mehr lief. Danach hatte sie das Thema absichtlich nicht mehr angeschnitten. Sie würde sich von niemandem abhängig machen. Doch zeigte sich in ihren Augen jetzt ein Ausdruck von Aufregung, als habe sie gewollt, dass die beiden Männer kämen.

Die Quelle muss oben sein, sagte Jean-François, begann nun, die Wiese hinanzusteigen und verschwand im Nebel.

Jean-François, rief sie laut, komm zurück, bevor ich dich aus den Augen verliere.

Wäre sie in ein anderes Haus geboren worden, hätte Catherine gewiss geheiratet, aber in ihrem Leben waren Jahr für Jahr mehr Männer aus dem Tal fortgegangen, und sie hatte selbst zu wenig geerbt, um irgendeinem von ihnen den Antrag zu machen, da zu bleiben.

Sie packte Jean-François am Arm. Du hättest nicht kommen sollen und einen ganzen Tag drangeben.

Wir graben einen Meter tief, rechtwinklig zur Leitung. Fangen oben

an und gehen bis unten hinunter. Auf die Weise müssen wir auf die Leitung treffen.

Und die Leitung wird uns zur Quelle führen! Jesus, Maria und Joseph! Bis Mittag werden wir's haben.

Sie fingen an zu graben. Unter dem Schnee war der Boden noch nicht gefroren.

Als Catherine aus dem Haus kam, in der Hand eine Leinentasche mit Gläsern, einem Krug Glühwein und ein wenig Brot und Käse, hörte sie die Männer, bevor sie sie sehen konnte. In einer Entfernung von zwanzig Metern ging der weiße Nebel über in den weißen Schnee am Boden. Jean-François grunzte jedes Mal, wenn er seinen Rücken beugte, um mit der Spitzhacke in den Boden zu schlagen. Und sie hörte, wie Nicolas seinen Spaten abkratzte, damit die Erde nicht daran hängen blieb.

Sie hatte einmal als Kellnerin in einem Café in der Nähe der Gare de Lyon in Paris gearbeitet. Sie und ihr Bruder Mathieu, der, der die Leitung verlegt hatte, und der, der von den Deutschen während der Besetzung umgebracht worden war, sie waren die ersten Mitglieder der Familie, die je Lohn verdient hatten. Und dazu waren sie beide nach Paris gegangen. Sie war eine Kellnerin. Ihr bleibender Eindruck von der Hauptstadt war der von Geld, das ständig die Hände wechselte. Dort konnte man ohne Geld buchstäblich gar nichts machen. Nicht mal Wasser trinken. Mit Geld konnte man alles machen. Wer Mut kaufen konnte, war tapfer, selbst wenn er ein Feigling war.

Die beiden Männer hatten den Graben genau einen Meter tief ausgehoben. Hin und wieder hatten sie nachgemessen. Er war gerade und tadellos gestochen und ausgeräumt. Auf einer Seite war die Grasnarbe aufgeschichtet; auf der anderen die Erde. Alle Steine, die sie herausgehoben hatten, waren zu einem Haufen aufeinandergelegt.

Nicolas krabbelte aus dem Graben heraus, und Jean-François stieß seinen Spaten in die lose Erde, als hoffe er, dass er zum Mittelpunkt der Erde verschwände. Da er in dem Winkel unterhalb des Berges für sich allein lebte, hatte er sich heftige Bewegungen angewöhnt; in seiner Einsamkeit war eine solche Heftigkeit für ihn eine Art von Gesellschaft.

Catherine schenkte den heißen Wein ein. Die Männer hielten sich die Gläser zwischen den Schlucken vors Gesicht, die Nase im Dampf, der nach Nelken und Zimt roch.

Herrgott im Himmel, hier muss sie doch sein, murrte Nicolas.

Ich sag euch, wenn sie nicht unter dieser Wiese liegt, dann gibt's in der Hölle kein Feuer.

Die zweite Tageshälfte über arbeitete Nicolas an dem schon begonnenen langen Graben weiter. Jean-François hob weiter oben einen zweiten aus. Und Catherine fing an, einen dritten auszuheben, nahe bei den beiden Apfelbäumen. Nachdem sie die Grasnarbe eingestochen hatte, trat sie den Schnee fort, bevor sie die Stücke hob. Sie mochte es nicht, wenn sie kalte Füße oder Hände hatte. Zur Nacht nahm sie drei heiße Ziegelsteine mit ins Bett, einen für jeden Fuß und einen für ihr Kreuz. Als sie nun die Spitzhacke schwang, kam der Atem mit einem Pfeifen aus ihr heraus, dem Grunzen von Jean-François gar nicht ähnlich.

Nachdem sie in dem Restaurant bei der Gare de Lyon gearbeitet hatte, wurde sie Hausmädchen in einem Arzthaus. Der Arzt arbeitete im St.-Antoine-Hospital und wohnte ein paar Straßen weiter in der Rue Charles V. Ihre Hauptaufgaben bestanden darin, Feuerstellen sauberzumachen, den Fußboden zu putzen und Wäsche zu waschen. Das erste Mal, als sie die Wäsche machte, hatte sie die Köchin gefragt, wo denn die Pottasche aufbewahrt würde. Pottasche! wiederholte die Köchin, sie konnte es nicht glauben. Um die Laken sauberzukriegen, erklärte Catherine. Die Köchin sagte, sie solle doch zurück zu ihrer Ziegenscheiße gehen. Es war das erste Mal, dass Catherine das Wort *Bauer* als Schimpfwort hörte.

Sie gruben, bis der Nebel die Dämmerung verschluckte.

Jean-François sah auf seinen Graben hinab, der jetzt gut fünfzehn Meter lang war.

Nicht ganz breit genug für einen Sarg.

Wir sind ja alle schmal, sagte Catherine.

Drei Gräber, für jeden von uns eins.

Ein Grab für jeden von uns! röhre Nicolas.

Als sie aus Paris zurückkehrte, hatte Catherines Schwägerin Kindbettfieber und lag im Sterben. Während der folgenden fünfzehn Jahre zog sie ihre beiden Nichten wie eigene Töchter groß.

Jean-François hob unvermittelt einen Stein auf und warf ihn die Wiese hinauf in die Dunkelheit.

Catherine trieb nun die beiden Männer an, zum Haus zurückzukehren. Sie stellte eine Schüssel mit angewärmtem Wasser vor die Küchentür, damit sie sich darin waschen konnten. Sie ergriff Jean-François' Handgelenke und steckte seine Hände ins Wasser. Dann legte sie ihm ein Handtuch um den Hals.

Das letzte Mal hatten die drei um den Küchentisch gegessen, als sie glaubte, dass sie sterben würde. Der Arzt sagte, es sei Rippenfellentzündung. Sie weigerte sich, ins Krankenhaus zu gehen. Wenn sie sterben sollte, dann wollte sie, dass der Tod an den Dingen vorbeigehen sollte, die sie kannte. Ihre beiden Kammern waren kahl, es gab weder einen Lehnstuhl noch Teppiche oder Gardinen. Aber es gab bestimmte Gegenstände, die ihr vertraut waren: ihre gelbe Kaffeekanne, der Herd, den sie sauber hielt und polierte wie ein gestriegeltes schwarzes Pferd, ihr hohes Bett, das Bild der Madonna darüber, ihr Handarbeitskorb. Daran vorbei sollte der Tod Spießruten laufen. Jede Nacht, bevor sie ins Bett stieg, legte sie ihr Leintuch und ihre Strümpfe zurecht, damit Nicolas genau Bescheid wissen würde, wie er sie für den Sarg kleiden solle.

Als Nicolas eines Nachts zu ihrem Haus kam, bemerkte er das zurechtgelegte Leintuch.

Wozu ist das denn?

Um mich am Morgen anzuziehen, falls ich in der Nacht meinen Schirm zumache. Sie sprach mit heiserer Flüsterstimme.

In dem Augenblick hatte es an der Tür ein scharrendes Geräusch gegeben, und eine Stimme war ertönt, wie ein Jammerschrei: Vier wilde Eber! Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen, wie sie den Hügel heruntergestürmt kamen!

Jean-François war hereingestolpert, er hielt ein Gewehr umklammert. Er war betrunken, trat ans Bett heran. Catherine, was machen wir ohne dich? Man sagt mir, du bist sehr krank.

Ist das Gewehr geladen? flüsterte sie.

Er reichte es ihr, und sie nahm die Patronen heraus.

Als sie im Haushalt des Arztes arbeitete, hatte sie den Brief von Mathieu bekommen, in dem stand, dass seine Frau krank sei und dass sie sofort zurückkehren müsse. Dass sie so plötzlich fortging, kostete sie zwei Monatslöhne. Sie führte gegenüber der Frau des Arztes ins Feld, dass Krankheit niemand vorhersehen könne. Für Krankheit gibt es Krankenhäuser, war die Antwort. Catherine erhob einen der Schürhaken, die sie jeden Morgen poliert hatte. Die Frau des Arztes schrie um Hilfe. Die Köchin kam zur Rettung herbeigelaufen. Sie fand die Hausherrin in die Gardinen geklammert, als habe man sie nackt überrascht. Und das verrückte Hausmädchen aus Savoyen stand mit einem Schürhaken in der Hand da und sah ins Feuer.

Morgen, sagte Jean-François, kommen wir und schröpfen dich. Nicht wahr, Nicolas?

Vielleicht geht's mir drüben besser, sagte sie.

Herrgott! schrie ihr Bruder. Hör auf, so zu reden. Wir kommen morgen.

Als die beiden Männer kamen, stopften sie den Herd voll Holz. Sie zog sich bis zur Hüfte nackt aus und setzte sich auf einen Stuhl. Es ist nicht das erste Mal, dass du eine Frau siehst, sagte sie zu Jean-François.

Was macht das schon aus? fragte Nicolas. Immerhin werden wir dich kurieren.

Auf dem Tisch stand ein Satz Gläser mit einer Kerze. Jean-François zündete die Kerze an, wischte ein Glas aus, riss einen Fetzen Zeitungspapier ab, hielt ihn in die Kerzenflamme und steckte ihn, als er brannte, ins Glas. Nicolas drückte das Glas mit dem Rand fest an den Rücken seiner Schwester. Fast unmittelbar erlosch die Flamme. Die Haut unter ihrem Schulterblatt war weiß und weich, nicht viel anders als früher, da sie eine junge Frau war. Zaghafte ließ Nicolas' große Hand das Glas los, um zu sehen, ob das Vakuum es am Körper festhalten würde. Glas und Körper blieben fest.

Jean-François bereitete das Feuer im zweiten Glas vor.

Tu es dorthin, sagte er, wo viel Fleisch ist.  
Niemals auf die Wirbelsäule, verkündete Nicolas.

Ich hab gesagt, wo Fleisch ist!

Sie legten fünf Gläser an. Ihre Haut ging darin auf wie Kuchen im Ofen. Sie hielt sich mit den Armen am Tisch fest, um den Schmerz zu verbeißen.

Ich will nicht, dass ihr mich losbrüllen hört.

Ich werd singen, bot Nicolas an.

Er sang:

La vie est une rose

La rose piquera ...

Das Abnehmen der Gläser besorgte Jean-François, weil Nicolas' Fingernägel abgebrochen waren. Er zog den Fingernagel unter dem Glasrand entlang, wobei er einen winzigen Graben in das Fleisch drückte, um die Luft hineinzulassen.

Ah, seufzte sie bei jedem Glas, ich danke dir, mein Freund. Zwei Tage später war sie kuriert.

Nun saßen die drei in derselben Küche zusammen, entmutigt von der Arbeit des Tages, die nichts gebracht hatte.

Sie haben eine Maschine, sinnierte Jean-François, um Wasser unterirdisch zu entdecken, wie eine Wasserwünschelrute, nur elektronisch. Und die findet die Stelle, wo Wasser ist, bis auf zwanzig Zentimeter.

Wo? fragte Catherine, auf der Kante ihres Stuhles.

Sie kostet siebzigtausend Francs Miete.

*Merde de merde!* sagte Catherine.

Den nächsten Morgen betrachteten die drei ihre drei Gräben. Über Nacht hatten Maulwürfe, wie durch das Ausheben ermutigt, fast über die ganze Wiese hin ihre eigenen Erdwerke aufgeworfen. Dadurch sah die ganze Aushebearbeit weniger systematisch aus.

In dieser Erde, rührte Nicolas – und zwischen den einzelnen Sprüchen schlug er mit seiner Spitzhacke zu –, in dieser verfluchten Erde

auf dieser verfluchten Wiese in diesem verfluchten Nebel hab ich ein Rendezvous mit dem Teufel!

Am Nachmittag hatten sie immer noch nicht den geringsten Hinweis auf irgendeine Leitung gefunden. Zuweilen hörte Catherine in der Küche eine der lauten Stimmen. Sie konnte die Worte nicht im Einzelnen unterscheiden, aber der Tonfall des Schreiens genügte, dass sie merkte, wie entmutigt sie sein mussten. Wenn sie sie heute nicht finden, kommen sie morgen nicht mehr wieder.

Sie legte Holz nach, nahm ihre Hausschuhe aus dem Backofen und schloss die Ofentür. Ich habe zwei von ihren Tagen vergeudet, murmelte sie. Sie legte sich alles zum Backen zurecht. Als der Teig ausgerollt war, machte sie kleine Teigtaschen, jede groß genug, um ein Fünffrancstück aufzunehmen. In die Taschen tat sie Apfelmus. Sie machte fünf- undzwanzig davon.

Sie packte das Gebäck mit Kaffeekanne, *gnôle* und Tassen in ihre Leinwandtasche und stieg durch den Obsthain hinauf. Bevor die Männer durch den Nebel hindurch sichtbar wurden, blieb sie stehen und zupfte den Schal zurecht, der um ihren Kopf gebunden war. Sie hielt die Zuckerschale hin, so dass jeder der Männer sich den Kaffee nach Geschmack süßen konnte. Sie selbst goss reichlich *eau-de-vie* in ihre Tassen. Die Männer hielten die Tassen in beiden Händen und blickten im Nebel um sich.

Mathieu! murmelte Nicolas. Mathieu war schon listig. Er konnte diese Leitung ja auch in achtzig Zentimeter Tiefe verlegen, und sie wär immer noch vor dem schärfsten Frost sicher gewesen. Aber nein! Mathieu nicht. Er musste sie in einem Meter verlegen!

Die Maulwürfe haben die Leitung gefressen.

Die Leitung ist nach La Roche abgehauen, sage ich dir!

Ecke für Ecke entfaltete sie die Serviette, in die das Gebäck gewickelt war. Hellbraun gebacken, dampften sie in der Luft. Bei dem Geruch blickten die beiden Männer einander an und lächelten wie Komplizen.

Die haben wir immer an Weihnachten nach der Mitternachtsmesse gegessen, sagte Nicolas ruhig.

Das Blut kommt zurück, sagte Jean-François.

Den Mund zwischendurch voll Kaffee, aßen sie sie, eins nach dem anderen.

Als sie fertig waren, gab Catherine den Befehl aus: Heute keine Arbeit mehr.

Die beiden Männer zogen ihre Mäntel an, und in taktvoller Übereinkunft erwähnte niemand morgen.

Sie wachte auf, als es noch dunkel war. Sie rechnete nicht damit, dass die Männer für einen dritten Tag zum Arbeiten wiederkommen würden. Nachdem sie die Ziegen gefüttert und den Stall ausgemistet hatte, war der Himmel blau und groß, wie er es nur über den Bergen ist. Im Tal, durch den durchscheinenden Morgennebel, lagen Kirche, Molkerei, Friedhof, zwei Kaffeehäuser, Postamt: das Dorf. Das Schlimmste am richtigen Nebel ist, dass er so gleichmäßig hängt wie ein Vorhang. Senkrecht und waagrecht. Das Beste, wenn er sich lichtet, ist, dass all die Hänge sich enthüllen und alles abschüssig ist.

Sie ging bergab, um sich Wasser zu holen, quer über zwei Wiesen. Das hatte sie getan, seit das Wasser versiegt war. Das ganze Leben ihres Vaters und ihres Großvaters lang hatte das Geräusch des Wassers drunten die Stelle bezeichnet, wo man leicht die Eimer füllen konnte. Wovor sie Angst hatte, war das Eis. Das Eis würde bald wieder da sein. Die Kiefern, nur hundert Meter höher droben nach La Roche hinüber, waren weiß von Rauhreif, keine Nadel, keine Spinnwebe war seiner weißen Last entgangen. Sie hatte Angst, dass sie, wenn der Hang mit Eis überfrozen war, ausrutschen könnte, wenn sie die Eimer trug, und ein Bein brechen und dann den ganzen Tag daliegen würde, ohne dass man sie fände.

Andererseits hätte ich dann keine Ziegen zu versorgen, keine Kartoffeln auszugraben, keine Hühner zu füttern. Ich hätte so viel Zeit, wie es nur auf der Welt gibt, und ich könnte all die Besuche machen, die ich jetzt nicht mache. Trotzdem, ich will nicht außer Haus sterben. Ich will den Tod an den Dingen vorübergehen sehen, mit denen ich gelebt habe. Dann kann ich mich konzentrieren und werde nicht abgelenkt.

In der klaren Luft, die nun keine Geräusche mehr dämpfte, hörte sie Jean-François' Stimme, hoch droben, auf der Wiese beim Obstgarten.

Ich sag dir, wo sie ist! Hier! Hier, wette ich, ist die Stelle, wo sie ist! Wirst schon sehen. Ich hab in der Nacht drüber nachgedacht. Das ist die Stelle, wo sie ist. Im halben Meter Umkreis!

Sie ließ die beiden Eimer stehen, klomm aufwärts und rief dabei: Ich kann's nicht glauben!

Sie fingen nicht dort an zu graben, wo Jean-François seinen Spaten eingestochen hatte, um die Stelle seiner Wette zu kennzeichnen. Sie führten systematisch den langen Graben fort, der schließlich auf den Punkt zulaufen würde, auf den er gezeigt hatte.

Nach zwei Stunden sagte Nicolas: Die Erde hier ist bearbeitet worden. Kann sein, vor fünfzig Jahren, aber die Erde hier ist bearbeitet worden.

Das einzige Anzeichen seiner Ungeduld war, dass er seine Spitzhacke in kürzeren Abständen ansetzte.

Ich hab's dir ja gesagt!

Er zeigte auf einen rötlichen Fleck auf dem Grund des Grabens, von der Größe einer kleinen Blume.

Rost!

Rost!

Catherine!

Die drei schauten auf die Leitung am Grund des Grabens hinab.

Sie ist in einwandfreiem Zustand.

Es ist eine gut verarbeitete Leitung.

Jean-François sprang hinab und kratzte mit seinem Messer daran.

Das Metall darunter glänzt noch.

Ich hab's gewusst, als wir den Rost sahen.

Sie war die ganze Zeit da, schrie Nicolas.

Die Leitung unter der Wiese war die ganze Zeit da.

Genau einen Meter tief. Miss nach.

Jean-François maß nach.

Genau einen Meter.

Jetzt brauchen wir ihr nur zu folgen.

Hier müsste die Quelle sein.

Sie standen da und sahen auf das rauhe Gras hinab.

Wir hätten sie gestern gefunden, wenn wir weitergemacht hätten, schrie Nicolas. Er musterte alles: die Schneegipfel, die Felswände, den weißen Wald, die Bodenvorsprünge, das Tal. Du hättest sie gefunden, Catherine, wenn du noch zwei Meter bei den Apfelbäumen weitergegraben hättest. Er blickte hinauf zum endlosen blauen Himmel. Ich hätte sie gefunden, wenn ich aufwärts statt abwärts gegraben hätte! Und Jean-François hat sie gefunden, wo er gesagt hat!

Voller Ungeduld fing Catherine an, die Grasnarbe einzustechen. Die beiden Männer schlenderten beiseite, öffneten ihre Hosen und pissten.

Nach einer weiteren halben Stunde Graben legten sie den Brunnen frei.

Es ist ein Riesenstein, verkündete Jean-François, muss zwei Meter breit sein, der Deckel.

Nicolas sah auf den flachen Stein, der dort zum Vorschein kam. Wo konnte er schon so einen Stein finden. Von La Roche hat er ihn!

Wir werden Stemmeisen brauchen, um ihn wegzuwuchten.

Ist das Ganze ein einziger Stein?

Hat er gut gemacht, der Mathieu, er hat gewusst, wie man den Stein drauflegt. Hab ich euch ja gesagt, dass er listig war.

Der wird am Ende eine Tonne wiegen!

Wie hat er den bloß hierhergekriegt?

Der ist ja riesig.

Riesig wie ein Grab.

Es ist Jesu Grab!

Jesu Grab, wiederholte Catherine.

Jean-François kratzte an dem Stein, sein unrasiertes Gesicht berührte ihn beinahe.

Wir müssen ihn wegrollen.

Catherine ging, um aus dem Stall zu holen, was an Stemmhebeln aufzutreiben war. Zwei zwängten sie hinein, um ihn zu stabilisieren, und einen nahmen sie, um ihn hochzuwuchten. Der flache Stein rührte sich nicht. Alle drei mühten sich mit ihrem ganzen Gewicht.

Jesu ... Grab!

Und wir öffnen es.

Öffnen – es!

Hoch!

Hoch!

Was ist drin?

Jean-François spähte durch den engen Spalt unter dem hochgewucherten flachen Stein.

Scheiße!

Er sagt, Jesu Grab ist voll Scheiße!

Fünzig Jahre Scheiße! sagte Catherine.

Rutsch ihn jetzt rüber.

Langsam.

Da!

Im großen Strom ihres dreifachen Gelächters tauchten Worte auf, die schon gefallen waren, drehten sich und wirbelten umeinander, verschwanden, kamen wieder zum Vorschein und wurden fortgetragen, gingen im Gelächter unter.

Jesus, Maria und Joseph!

Mathieu hat gewusst, was er tut!

Für ihn war das leicht.

Es ist groß genug, um ein Schaf hineinzutauchen.

Das Grab von Jesus, das ist es.

Sie steckten die Arme bis zur Achselhöhle hinein, um die Ausflussröhre zu finden. Die Arme kamen schwarz wieder heraus. Mit einem Eimer begannen sie, die Ablagerungen herauszuschöpfen, bis das Wasser nicht mehr überfloss.

Lauf zum Becken, Catherine, und schau, ob's schon kommt.

Es kommt, schrie sie. Es kommt braun heraus wie Kaffee.

Die Sonne war schon untergegangen, als sie mit dem Ausschöpfen aufhörten.

Die Männer trugen das Werkzeug zum Haus. Nahe an der Wand, im Schutz der Traufe, sprudelte Wasser aus der Mündung der Leitung. Im Fallen drehte es sich und wurde silbrig.

In der Küche war es warm. Catherine stolzierte im Raum auf und ab, vor allem zwischen Herd und Tisch, und trug auf.

Setz dich hin, Frau!  
Ich hätte nie damit gerechnet, dass ihr heute kommt, sagte sie.  
Heut Nacht wird's Frost geben.  
Das Wasser aus der Quelle wird niemals einfrieren, sagte sie.  
Heut ist der letzte Tag, dass wir graben konnten.  
Heut Morgen hätte ich niemals gesagt, dass ihr beide kommt.  
Catherine, du hast immer zu wenig erwartet, verkündete Jean-  
François.  
Hört doch einen Moment hin! rührte Nicolas.  
Die drei legten ihre Messer auf den Tisch, und durch das Fenster  
lauschten sie dem leichtfertigen Klang des laufenden Wassers.

## Leiter

Die Stützen sind Kiefer  
die Sprossen sind Esche  
und zwischen den Sprossen  
presst Gras sich von Monaten  
fest wie ein Sattel

Am Fuße der Leiter  
auf seinem Rücken  
den Bauch aufgequollen  
wie ein grau aufgetriebener Laib  
ein totes Schaf  
die Beine in der Luft  
dünn wie die Beine  
eines Küchenstuhls  
es streunte gestern  
fraß zuviel Klee  
der gärend den Bauch  
platzen ließ  
der erste Schnee fällt  
auf die graue Wolle  
eine Wühlmaus im Dunkeln  
frisst systematisch  
das Ohr am Boden  
im Morgengrauen picken  
aufs Geratewohl zwei Krähen  
das Zahnfleisch  
die vereisten Augen sind offen

Alle Leitern  
sind schwindlig  
auf der obersten Sprosse  
erblüht der Samen  
in den Farben der Welt  
und zwei Schmetterlinge weiß  
gleich Akkordeontönen  
sich verfolgend  
berührend  
trennend  
erklimmen den blauen Himmel

Hoch über dem Ende der Leiter  
werden die weißen Flügel zu Blau  
unvermittelt  
und sie verschwinden  
wie die Toten

Abstieg  
und Aufstieg  
auf dieser Leiter  
so ist mein Leben

## Auch der Wind heult

Manchmal, wenn ich nachts den Wind heulen höre, denke ich zurück. Es gab wenig Geld im Dorf. Acht Monate lang arbeiteten wir auf dem Feld, um knapp so viel zu erzeugen, wie wir brauchten, um uns das Jahr über zu ernähren, zu kleiden und zu wärmen. Aber im Winter war die Natur tot, und das war die Zeit, wenn unser Geldmangel kritisch wurde. Nicht so sehr, weil wir Geld brauchten, um Sachen zu kaufen, sondern weil es so wenig zu arbeiten gab. Das ist der Grund, und nicht etwa die Kälte oder der Schnee oder die kurzen Tage oder das Sitzen um den Holzofen, weshalb wir im Winter in einer Art Limbus lebten.

Viele der Männer gingen aus dem Dorf fort nach Paris, um sich als Heizer und Lastenträger und Schornsteinfeger ihren Lohn zu verdienen. Bevor die Männer aufbrachen, sorgten sie dafür, dass es genug Heu und Holz und Kartoffeln gab, um damit bis nach Ostern auszukommen. Zu Hause blieben die Frauen, die Alten und die Jungen. Den Winter über war die Tatsache, dass ich keinen Vater hatte, kaum etwas Besonderes; die Hälfte der Kinder meines Jahrgangs war zeitweilig ohne Vater.

In jenem Winter baute mein Großvater ein Bett für mich, damit ich nicht mehr mit meiner Schwester schlafen musste, die bald heiraten sollte. Meine Mutter machte eine Matratze aus *crin*. *Crin* war Haar von der Pferdemaße und von Kuhschwänzen. Jedes Mal, wenn es in der Nacht geschneit hatte, gab meine Mutter morgens die Neuigkeit auf dieselbe Weise bekannt. Er hat uns noch mehr beschert! sagte sie. Sie sprach vom Schnee, als sei er eine ungenießbare Mahlzeit.

Nachdem die Kühe gemolken waren, schaufelten mein Großvater und ich den Hof vom Schnee frei. Wenn das erledigt war, ging er an seine Tischlerbank, und ich vergewisserte mich, bevor ich zur Schule

hinunterging, dass auch kein Schnee den Steinschuh zudeckte. War das der Fall, bürstete ich ihn weg.

Der Steinschuh befand sich im Hof, nahe der Mauer, neben der Tür zum Kellergewölbe, worin Kartoffeln und Steckrüben und ein paar Kürbisse aufbewahrt wurden. Wenn wir den Hof freischaufelten, schaufelten wir nicht immer auch bis in die Ecken, und deshalb bestand die Gefahr, dass der Steinschuh unter dem Schnee verschwand. Der Winter war die Jahreszeit des Verschwindens. Die Männer gingen fort. Die Kühe waren in den Ställen verborgen. Schnee bedeckte die Hänge, die Gärten, die Misthaufen, die Bäume. Und die Dächer der Häuser, vom selben Schnee bedeckt, ließen sich kaum noch von den Hängen unterscheiden. Seit ich den Steinschuh entdeckt hatte, hatte ich niemals zugelassen, dass er verschwand.



So sah er aus. Der Stein war weißlich, blau gezeichnet. Er hatte die Größe für einen Mann. Er war zu groß für mich, wenn ich meinen Fuß draufsetzte. Als ich ihn das erste Mal sah, versuchte ich, ihn hochzuheben, um ihn mit dem Paar Holzschuhe aus Walnussholz zu vergleichen, das unten im Schrank stand. Der Mann, der den Schrank gebaut hatte, hatte einen Winter dafür gebraucht, und mein Großvater bezahlte ihn damit, dass er ihm Steine schlug für sein neues Haus. Die Initialen des Mannes waren A.B., und mein Großvater meißelte diese über die Tür zu seinem Haus. Ich hatte sie gesehen. Als er jung war, erzählte A.B. gern Witze. Später kam er oft ins Grübeln, und schließlich brachte er sich um, in dem neuen Haus mit seinen Initialen über der Tür. Als ich den Steinschuh hochzuheben versuchte, konnte ich ihn überhaupt nicht bewegen.

Pépé, warum ist da ein Steinschuh im Hof? fragte ich meinen Großvater. Er war für mich die Autorität in allem, was geheimnisvoll war. Es brauchte mehrere Monate, bis er meine Frage beantwortete.

Eines Abends, so erzählte er mir, kam sein Vater, mein Urgroßvater, durch die Tür, die vom Stall in die Küche führte – dieselbe Küche, in der wir lebten –, und verkündete: Néra hat mir das Auge ausgeschlagen. Ajee! schrie seine Frau, aber als sie ihn sich ansah, sagte sie: Nein, das Auge ist nicht raus. Er hatte sehr blaue Augen. Sie hat nach mir gestoßen, beharrte er, als ich sie füttern wollte.

Pépé sah seinem Vater ins Gesicht. Auf erbärmliche und schreckliche Weise wurde während der nächsten fünf Minuten das eine seiner blauen Augen ganz und gar rot, blutrot, und er konnte nie wieder damit sehen. Noch überwand er je den Schlag, dass er ein Auge verloren hatte. Er glaubte, er sei abstoßend entstellt.

Glasaugen waren nicht leicht zu finden. Eines Tages fuhr ein Freund mit dem Pferdewagen nach A..., und dort fand er in einem Barbierladen eine ganze Flasche voll mit ihnen. Geben Sie mir das blaueste, das Sie haben, sagte der Freund. Pépés Vater wollte es nicht tragen. Statt dessen musste Pépé, der der jüngste von drei Söhnen und der Liebling seines Vaters war, immer, wenn dieser aus dem Haus ging, vor ihm hergehen, um Entgegenkommende davor zu bewahren, dass sie seinem Vater in die Augen sahen.

Ein Jahr später kündigte Pépé der Familie an, dass er fortgehen würde. Er wollte nach Paris. Die Familie konnte von den vier Kühen nicht leben. Seine Brüder machten keine Einwände, denn es war entweder er oder einer von ihnen, der gehen musste. Er war fünfzehn damals. Sein Vater befahl ihm, zu Hause zu bleiben.

Als er sein Bündel packte, fand er ein Paar Stiefel seines Vaters. Es waren die neuesten und festesten Stiefel im Haus, und er zog sie an. Sein Vater war in einem Steinbruch oberhalb des Hauses bei der Arbeit. Er stieg den Hang hinauf, um ihn zu umarmen. Dann zeigte er auf die Stiefel an seinen Füßen, und im Hinablaufen schrie er: Die Guten gehen! Die Schlechten bleiben!

Er arbeitete mehrere Jahre in Paris, ohne zurückzukehren. Die letzte

Arbeit, die er hatte, war auf der Baustelle des Grand Palais, in dem die Weltausstellung zur Feier des Jahrhundertbeginns stattfinden sollte.

Während er fort war, meißelte sein Vater, aus einem Auge spähend, das Steinkreuz und den Grabstein für sein eigenes Grab. Er hämmerte seinen Namen ein und fügte das Geburtsjahr hinzu, 1840, das Jahr, in dem Napoleons Leichnam von St. Helena in den Invalidendom überführt wurde. Dann hämmerte er sein voraussichtliches Todesjahr ein. Letzteres erwies sich als zutreffend, denn er starb, bevor das Jahr vorüber war. Ich bin auf dem Friedhof am Grab vorübergekommen. Und das Jahr der Heimkehr Napoleons habe ich in der Schule gelernt.

Als Pépé aus Paris zurückkehrte, fand er den Steinschuh im Hof. Er sagte, sein toter Vater habe ihn dort angelegt zum Zeichen, dass er ihm verziehen habe, dass er die Schuhe genommen hatte.

Das war alles.

Wie kannst du wissen, dass dein Vater dir verziehen hat? fragte ich ihn sehr viel später.

Niemand kann den Steinschuh wegnehmen, erklärte er. Er ist am Felsboden befestigt. Er wird das Haus überdauern. Und *das* ist es, was wichtig ist. Die Schuhe, die ich genommen hatte, waren unwichtig. Er wollte, dass ich das weiß.

Die Art, wie mir Pépé diese Geschichte erzählte, ließ mich denken, dass er sie niemand anderem je erzählt hatte. Dass er sie mir erzählte, war eine Auszeichnung. Ich sorgte dafür, dass der Steinschuh frei von Schnee blieb, weil ich das erkannt hatte. Wann immer er mich über den Schuh gebeugt sah, lächelte er.